

Zeitschrift: Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino
Herausgeber: Stiftung Filmbulletin
Band: 55 (2013)
Heft: 334

Artikel: Zum Beispiel Suberg : Simon Baumann
Autor: Sartorius, Sarah
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-864169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ENDER'S GAME

Gavin Hood

Der Gegner liegt bereits am Boden, doch der weitaus schwächere Junge, den er zum Kampf herausgefordert hat, versetzt ihm noch ein paar gezielte Tritte. Damit sind der Angreifer und dessen Gang gewarnt, so etwas in Zukunft nicht noch einmal zu versuchen. Der Zuschauer kann gar nicht anders, als dem schwächtigen Jungen Bewunderung zu zollen. Das ist der Beginn der Verführung.

Anders als in den restlichen gross budgetierten Science-Fiction-Filmen dieses Jahres erscheint die Erde in *ENDER'S GAME* als Paradies unberührter Naturlandschaften – fünfzig Jahre nach der Invasion durch eine ausserirdische Rasse, genannt Formics, die nach hohen Verlusten schliesslich zurückgeschlagen werden konnte, ist die Ordnung wieder hergestellt. Doch diese Idylle ist bedroht, in Erwartung einer neuen Invasion sei die «Ausrottung» des Feindes notwendig, verkündet ein ranghoher Militär im Fernsehen. Durch sein eingangs beschriebenes Handeln hat sich der zwölfjährige Ender Wiggin für die Militärakademie empfohlen, an der die Frischlinge einem harten Training unterzogen werden.

Es ist die Doppelgesichtigkeit des Militärs, die den Zuschauer sich lange Zeit fragen lässt, ob er es hier mit einem Propagandafilm für das Militär zu tun hat oder aber mit einer milden Variante von Paul Verhoevens rabiater Satire *STARSHIP TROOPERS*.

So steht dem Drill-Sergeant Dap mit seinem schroffen Befehlston der überwiegend gütige Vater(ersatz) Oberst Hyrum Graff gegenüber (besetzt mit *Harrison Ford*, der nur ein einziges Mal in seiner Karriere, in Robert Zemeckis' *WHAT LIES BENEATH*, den Schurken gespielt hat und als Han Solo und Indiana Jones eine Identifikationsfigur für männliche Jugendliche ist). Einerseits wird von den Rekruten Teamgeist gefordert, um in simulierten Schlachten gegen den gegnerischen Trupp zu gewinnen, andererseits ist nicht zu übersehen, dass ein Ausleseprozess unter ihnen stattfindet. Setzt sich Ender in seiner Gruppe zuerst gegen den tonangebenden

den Bean durch, so erwächst ihm nach seiner Versetzung zu einem bereits höher qualifizierten Trupp in dessen Anführer, dem egoistischen Bonzo, ein weitaus gefährlicherer Gegner. Wie er mit den Hindernissen, die ihm als Prüfsteine immer wieder in den Weg gelegt werden, fertig wird, das nötigt dem Zuschauer Respekt ab, ruft aber auch gegenläufige Gedanken hervor: Mit was für einer Gesellschaft haben wir es zu tun, die auf der verzweifelten Suche nach einem militärischen Genie dieses nur in einem Zwölfjährigen finden kann?

Diese Zwiespältigkeit hat sicherlich auch mit der Vorlage zu tun. Autor des 1985 erschienenen Romans «Ender's Game», in den USA gleich mit einem renommierten SF-Literaturpreis ausgezeichnet, ist der Mormone Orson Scott Card, der sich als konservativ bezeichnet und sich wiederholt gegen gleichgeschlechtliche Partnerschaften ausgesprochen hat. «Ender's Game», so ist dem Presseheft zu entnehmen, «gehört zur Pflichtlektüre im Literaturprogramm des U.S. Marine Corps.»

Regisseur und Autor Gavin Hood hat bei seiner Adaption der Romanvorlage geschickt den Handlungszeitraum von sechs Jahren auf ein Jahr verdichtet und auf den Prozess der Verführung zugespitzt – man darf durchaus an den Nazi-Propagandafilm *JUNGE ADLER* denken, der unter den Kadetten einer Flugschule spielt. Begriffe wie «Käfer», «Ratten» und «Ameisen», mit denen der Feind hier belegt wird, erinnern an das Vokabular des Nationalsozialismus, aber auch an das des Kalten Kriegs. Am Ende muss der Protagonist erkennen, dass er einer Lüge aufgefressen ist, das Spiel Realität geworden ist. Der Film vermittelt das, indem er den Zuschauer selber verführt.

Frank Arnold

R, B: Gavin Hood; K: Donald McAlpine; S: Zach Staenberg, Lee Smith; M: Steve Jablonsky. D (R): Asa Butterfield (*Ender Wiggin*), Harrison Ford (*Colonel Hyrum Graff*), Hailee Steinfeld (*Petra Arkanian*), Nonzo Anozie (*Sgt. Dap*). P: Summit, OddLot. USA 2013. 114 Min. CH-V: Pathé Films

ZUM BEISPIEL SUBERG

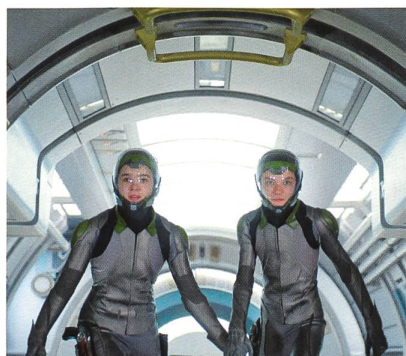
Simon Baumann

«Suberg ist ein Ort, wo es nichts zu sehen gibt»: Regisseur Simon Baumann findet wenig schmeichelhafte Wort für das Dorf, in dem er aufgewachsen ist und heute, 34 Jahre später, immer noch lebt. Das 600-Seelen-Kaff, im Seeland zwischen Bern und Biel gelegen, ist ein Durchfahrtsort, den man höchstens als vorbeirauschendes Niemandsland durchs Zugfenster wahrnimmt.

Auch Baumann hat seinen Wohnort und dessen Einwohner bislang grosszügig ignoriert. In Suberg kennt er kaum jemanden. Wie auch? Ein Dorfkern fehlt, die Post wurde geschlossen, und die einzige Beiz ist zu einem Gourmettempel verkommen, den die Suberger demonstrativ meiden. Wie konnte aus einem Bauerndorf, einst von vierzehn Bauernbetrieben geprägt, von denen heute noch zwei übrig sind, ein Schlafdorf werden? Und wer sind eigentlich unsere Nachbarn? Baumann erkundet diese Fragen im Selbstversuch, angereichert mit feinsinniger Situationskomik.

Bereits in der Filmsatire *IMAGE PROBLEM* hat er der Schweizer Befindlichkeit auf den Zahn gefühlt. In seinem neuen Film – mit der Vorlage gewann er den ersten CH-Dokfilm-Wettbewerb des Migros-Kulturprezents – wagt der Berner erneut den Blick über pingelig genau geschnittene Hecken und rüttelt an verschlossenen Türen. Doch das Unterfangen ist diesmal ein viel persönlicheres und die Herangehensweise weit weniger grell. *ZUM BEISPIEL SUBERG*, eben mit dem Berner Filmpreis für die beste Regie ausgezeichnet, wird zur melancholischen Reise ins neblige Herz der Schweiz.

Simon Baumann ist kein Unbekannter in Suberg: Sein Vater Ruedi war Präsident und Nationalrat der Grünen, seine Mutter Stephanie SP-Nationalrätin – in der Zwischenzeit sind sie nach Frankreich ausgewandert –, und im Dorf machten sie sich mit ihrem politischen Engagement nicht nur Freunde. Wenn im Film der Sohn mit seiner scheinbar unbedarften Begrüssungsfloskel «Ich bin der Simon Baumann und wohne auch in Suberg. Wir kennen uns noch nicht»



WORKERS

José Luis Valle

bei seinen Nachbarn klingelt, wird ihm einmal sogar mit dem Gewehr gedroht. Die Bewohner Subergs suchen den Austausch nicht. Ins Pendlersparadies im Seeland kehrt man nach der Arbeit nach Hause zurück, um zu schlafen. Das Leben findet anderswo statt. Doch Baumann gibt nicht auf: Auf dem vermeintlichen Dorfplatz verteilt er Nussgipfel und lädt zum kurzen Verweilen ein. Ohne Erfolg. Schliesslich sieht er nur noch eine Lösung, um durch die Hintertür einen Zugang zu den Dorfbewohnern zu finden: den Beitritt in einen Verein. Im Männerchor, der mit akuten Nachwuchsproblemen zu kämpfen hat, lernt Baumann nicht nur den richtigen Ton zu treffen, er empfindet auch zum ersten Mal so etwas wie Zugehörigkeit – zu einer Gemeinschaft, die er dreissig Jahre lang gemieden hat.

Mit Archivmaterial seiner Eltern und Grosseltern blendet der Regisseur ohne falsche Nostalgie immer wieder zurück in die, auf den ersten Blick, heile Welt von früher, in der zwar ein reger Austausch zwischen den Bauern bestand, in der aber auch bis zum Umfallen geschuftet wurde und die Frauen nicht das Geringste zu sagen hatten. Nebenbei beschäftigt Baumann auch ganz persönliche Themen: etwa die Angst, spiessiger als die eigenen Achtundsechziger-Eltern zu werden.

Neben der sorgfältig komponierten Bildsprache begeistert vor allem auch der präzise Off-Kommentar Baumanns: zur Beerdigung seines «geschäftigen» Grossvaters, die das Ende einer Epoche anzeigte, bis hin zur alarmierenden Zersiedelung der Landschaft. Ihm gelingt ein berührender Einblick in das Innenleben eines typischen Schweizer Dorfes, das nichts mehr im Innern zusammenhält. Ein Dorf, das stellvertretend für viele steht.

Sarah Sartorius

R: Simon Baumann; B: Simon Baumann, Kathrin Gschwend; K: Andreas Pfiffner, Louis Mataré; S: Katharina Bhend; T: Janosch Röthlisberger; M: Peder Thomas Pederson, Claudio Bucher. P: Balzli & Fahrer Filmproduktion, SRG. Schweiz 2013. 90 Min. CH-V: Fair & Ugli, Bern

Weit ragt der Grenzzaun ins Meer hinaus. Das Geschrei der Möwen übertönt knapp das Rauschen der ans Ufer schlagenden Wellen. Eine Frau mit einem kleinen Buben spricht mit jemandem auf der anderen Seite des Zauns, ein Mann sitzt wenige Meter vor ihr im Sand und starrt auf das offene Meer hinaus. Ob Frau und Kind tatsächlich existieren oder bloss in der Erinnerung des Mannes, wird man nie erfahren. Was jedoch sofort klar ist: Wo in diesem Film die Freiheit unmittelbar greifbar scheint, ist das Gefühl des Eingesperrtseins am stärksten. Bilder von der Grenze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten.

Vieles in diesem Film ist von Erinnerungen geprägt, und jedes Detail aus der Vergangenheit erhält eine gegenwärtige Bedeutung. Wenn man etwa erfährt, dass der Mann am Strand vor dreissig Jahren seinen damals knapp dreijährigen Sohn verloren hat und die Liebe seiner Frau diesem Verlust nicht standhielt, bekommen seine bedächtigen Bewegungen eine andere, fragile Bedeutung. Rafael ist die Korrektheit in Person, arbeitet seit vielen Jahren als Putzmann in einer Glühbirnenfabrik. Das karierte Hemd steckt in der braunen Hose, für seinen letzten Arbeitstag kauft er sich ein neues Paar Schuhe. Dann geht er zum Friseur, beobachtet Jugendliche im Park, ein Liebespaar auf der Wiese und setzt sich auf den Rasen vor eine Tafel mit der Aufschrift «No pisar el pasto». Der fleissige Arbeiter Rafael kann nämlich nicht lesen und schreiben.

Der Titel legt indes eine falsche Fährte: WORKERS interessiert sich weder für die Arbeit Rafaels noch ernsthaft für die ökonomischen Verhältnisse, mit denen er als illegaler Einwanderer aus El Salvador am unteren Ende der mexikanischen Hierarchie zurende kommen muss – zu diesem Zweck genügen ein paar Einstellungen vom heruntergekommenen Wohnmobil, das er sein Heim nennt. Wofür sich der ebenfalls aus El Salvador stammende und in Mexiko lebende Filmmacher José Luis Valle in seinem ersten langen Spielfilm jedoch interessiert, ist die

absurde und zugleich poetische Seite dieses Aussenseiterlebens. In langen Einstellungen und starren Kadrierungen beobachten wir wiederholt Rafael, wie er seinerseits das Geschehen beobachtet; wenn er einer Prostituierten in einen Hauseingang folgt, bleibt die Kamera auf der gegenüberliegenden Strassenseite und verfolgt minutenlang das Treiben der Händler und Messerschleifer. Und weil jede der präzise komponierten Einstellungen einer dualistischen Grundidee – Freiheit und Gefängnis, Vergangenheit und Gegenwart, Arm und Reich, Mann und Frau – dient, findet auch Rafael sein Pendant: Lidia arbeitet seit dreissig Jahren als Angestellte in der Villa einer reichen alten Dame, deren einzige Sorge ihrem Zuchthund gilt. Ohne die beiden Erzählungen kunstvoll zu überlagern, macht sie José Luis Valle zu zwei unterschiedlichen und dennoch ähnlichen Lebensgeschichten oder gar Schicksalen: Hier der von der Vergangenheit gezeichnete Analphabet, dort die treue Dienerin, die nach dem Ableben der Herrin in der Erbfolge einem Hund den Vortritt lassen muss.

«Chingar Tijuana.» Es ist eine hässliche Stadt, wie die reiche Villenbesitzerin kurz vor ihrem Tod befindet, und deshalb muss innerhalb der Nobelfestung bis zur marmornen Hundestatue alles umso perfekter aussehen. Auch WORKERS möchte ein ästhetisch perfekter Film sein, möchte der Absurdität seiner Erzählung mit einer entsprechend eigenwilligen Bildsprache zum Ausdruck verhelfen. Was dabei auf der Strecke bleibt, ist die Empathie mit den Figuren. Mit Rafael und Lidia vertraut zu werden, dazu braucht es kein soziales Mitleid, sondern entsprechende Aufmerksamkeit. Ansonsten ergeht es einem als Zuschauer wie Rafaels Chef, der ihn zu sich bestellt, aber dann nicht weiter beachtet.

Michael Pekler

R, B: José Luis Valle; K: César Gutiérrez Miranda; S: Óscar Figueroa Jara. D (R): Jesús Padilla (Rafael), Susana Salazar (Lidia), Barbara Perrin Rivemar (Elisa). P: Zensky Cine, Auténtika Films; J. L. Valle. Mexiko, Deutschland 2013. 120 Min. CH-V: trigon-film

